

HEYNE <

JEFFREY M. MASSON

DIE VERBORGENE SEELE DER KÜHE

Das geheime Leben von
Rindern, Hühnern, Schweinen
und anderen Hoftieren

Aus dem Amerikanischen
von Gabriel Stein

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die amerikanische Originalausgabe dieses Buches ist 2003 bei Ballantine Books, Random House Publishing Group, New York, unter dem Titel *The Pig Who Sang to the Moon. The Emotional World of Farm Animals* erschienen.

Die deutsche Ausgabe wurde 2006 schon einmal unter dem Titel *Wovon Schafe träumen. Das Seelenleben der Tiere* veröffentlicht.

Für Leila, Ilan und Manu

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Erweiterte Taschenbuchausgabe 03/2018

© 2003 by Jeffrey Moussaieff Masson

© der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by Wilhelm Heyne Verlag, München

© des aktuellen Vorworts 2017 by Wilhelm Heyne Verlag, München

Übersetzung des Vorworts: Anja Freckmann

Der Wilhelm Heyne Verlag, München,

ist ein Verlag der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Dr. Henning Thies

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,

unter Verwendung eines Fotos von: © Edgar's Mission

(www.edgarsmission.org.au)

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck: CPI books GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-60461-2

www.heyne.de

Inhalt

Vorwort zur deutschen Taschenbuchneuausgabe	7
Piglet, das Schwein, das zum Mond sang	15
Einleitung Ein gutes Leben	19
1. Kapitel Schweine sind uns ebenbürtig	39
2. Kapitel Braucht ein Huhn Verstand?	97
3. Kapitel Die Schafe von den Böcken trennen	157
4. Kapitel Bis die Kühe nach Hause kommen	205
5. Kapitel Wie Enten auf dem Wasser	245
6. Kapitel Die Natur des Glücks	299
Schlussbetrachtung	
Man verspeist nicht seine Freunde	325
Danksagung	353
Literaturverzeichnis	357
Nützliche Adressen	369
Der Film zu diesem Buch	371
Register	373

Vorwort zur deutschen Taschenbuchneuausgabe

Niemals in der Geschichte unseres Planeten haben sich so viele Menschen für das Seelenleben nicht menschlicher Lebewesen interessiert wie heute. Erfolgsbücher wie der internationale Bestseller von Peter Wohlleben über das *Geheime Leben der Bäume* zeigen, dass wir uns inzwischen sogar mit den Gefühlen von Pflanzen beschäftigen und dies für eine allgemeine, breite Leserschaft ein wichtiges, sehr ernst genommenes Thema geworden ist. Das war nicht immer so. Eine ganze Zeit lang sah es ganz so aus, als hätten wir uns viel zu weit von der Natur entfernt, um Pflanzen ebenfalls als Lebewesen erkennen zu können, als denkende und mitfühlende Wesen, wie wir selbst es sind. Und wie Tiere es sind. Denn auch Tiere waren lange Zeit von unserem Mitgefühl ausgenommen, von unserer Neugier und unserer Sorge. In den vergangenen zehn oder zwanzig Jahren hat jedoch ein grundlegender Wandel stattgefunden: Die Menschen sind interessierter als je zuvor, das tiefe und oft verborgene Gefühlsleben aller Tiere zu verstehen, angefangen von Schnecken bis hin zu Elefanten und, was im

Zusammenhang mit veränderten Lebensgewohnheit vielleicht am wichtigsten ist, auch das von Bauernhoftieren.

Seit die Menschheit Bauernhoftiere hält (ihre Domestikation reicht etwa 10 000 Jahre zurück und setzte ungefähr zur gleichen Zeit ein wie der Ackerbau), gingen einzelne Menschen immer wieder enge Verbindungen, ja Freundschaften mit Schafen, Ziegen, Schweinen (besonders mit Schweinen), Hühnern, Kühen und Enten ein – sie erfreuten sich an ihrer Gesellschaft. Aber diese Menschen machten eine winzige Minderheit aus. Für den Großteil der Menschheit existierten Tiere lediglich zum Verzehr. Und natürlich sind domestizierte Tiere weit einfacher als Nahrungslieferant zu nutzen als wilde Tiere. Wer käme auf die Idee, sich einer wilden Kuh zu nähern? Jedem von uns ist klar, wie gefährlich das wäre. Für eine überwältigende Mehrheit von Menschen ist es bis heute leichter, die Tötung von Tieren zu rechtfertigen, wenn sie möglichst wenig über diese wissen. Je mehr wir über Tiere erfahren, desto schwieriger wird es, sie zu verzehren. Um den eigenen Fleischkonsum nicht infrage stellen zu müssen, ist es auch von Vorteil, Tieren kein eigenes Gefühlsleben zuzugestehen. Denn wenn Schweine die gleichen Gefühle haben wie Hunde – von denen wir genau wissen, was für hoch emotionale Tiere sie sind –, wie können wir Schweine dann einfach so schlachten? Woher nehmen wir das Recht dazu? Nur wenn wir ihre emotionalen Fähigkeiten ausblenden, können wir unser Tun rechtfertigen.

Diese Art von Ignoranz ist immer schwerer nachzuvollziehen. Denn inzwischen wissen die meisten Men-

schen sehr genau, dass Bauernhoftiere die gleichen Gefühle wie Hunde und Katzen haben und dass diese Gefühle auch unseren eigenen Gefühlen stark ähneln. Niemand würde heute mehr behaupten – wie Descartes dies einst tat – dass Tiere nur schlichte Automaten ohne jegliches Innenleben sind. Deshalb möchte jeder Mensch, dass Tiere ein gutes Leben haben; auch diejenigen, die Fleisch essen.

Aber ein Bauernhoftier kann auf einem Bauernhof kein gutes Leben haben, denn es wird dort nicht seinen Neigungen entsprechend gehalten. Für ein Bauernhoftier bedeutet ein gutes Leben, Kinder sowie auch Freunde zu haben, und in der Regel viele Jahre zu leben. Wie könnte ein Lamm ein gutes Leben gehabt haben, wenn es überhaupt nur ein paar Wochen gelebt hat? Das Gleiche gilt für Hühner. Kühe, die Milch geben – ist »geben« wirklich das richtige Wort? – sind nur so lange wertvoll, wie sie fruchtbar sind. Danach werden sie getötet. Denn sie sind »nutzlose Esser« – was für ein schrecklicher Begriff! Überall auf der Welt haben sich viele Menschen diese Zusammenhänge klargemacht und sich für eine Ernährung, ein Leben ganz ohne tierische Produkte entschieden. Und zwar allein um der Tiere willen.

Seit ich dieses Buch geschrieben habe, hat sich in der Tat vieles verändert – ganz besonders in Deutschland: Berlin zum Beispiel ist heute das Zentrum des Veganismus. Ich lebe mit meiner Familie in Friedrichshain, wo die allermeisten Restaurants auch vegane Gerichte anbieten und praktisch auf jeder Speisekarte auch ein vegetarisches Gericht zu finden ist. Es gibt viele Zeit-

schriften über veganes Essen und Leben (wie das deutsche *veaganmagazin*), und der in Berlin ansässige *Vegetarierbund Deutschland* (VEBU) verzeichnete in den letzten zehn Jahren einen rasanten Zuwachs auf 14 000 Mitglieder: Er ist damit vermutlich der größte Europas. In Berlin sieht mich keiner mehr komisch an, wenn ich sage, dass ich Veganer bin. Zehn Prozent der Deutschen ernähren sich vegetarisch (1983 waren es gerade mal 0,5 Prozent) und mehr als die Hälfte der Bevölkerung (56 Prozent) isst weniger Fleisch als früher. Auch die Zahl der Menschen, die sich rein pflanzlich ernähren, wächst von Jahr zu Jahr.

Genau aus diesen Gründen kam meine Familie und ich nach Berlin. Wir wohnen nur ein paar Hundert Meter entfernt von einem tollen veganen Lebensmittelmarkt, rundherum gibt es jede Menge entsprechende Lokale. Dieser Trend hin zum Veganismus und Vegetarismus existiert nicht nur in Deutschland, aber hier ist er besonders stark. Auch andere europäische Länder folgen ihm zunehmend, manchmal gerade die, von denen man es als letztes erwartet hätte. Italien etwa öffnet sich mehr und mehr dem Veganismus.

Dank einer ganzen Reihe vernünftiger Politiker ist Deutschland heute eines der demokratischsten Länder der Welt. Und das zählt natürlich noch mehr als das Essen. Aber die Einstellung zur Ernährung kommt gleich an zweiter Stelle. In unserer Familie stand sie selbstverständlich immer sehr im Zentrum. Manche Menschen haben mir vorgeworfen, wir hätten unsere Kinder einer Gehirnwäsche unterzogen, indem wir sie von Geburt an vegetarisch ernährten. Das stimmt bis zu einem ge-

wissen Grad. Aber schließlich konnten wir sie als Babys nicht nach ihren Essenswünschen fragen. Und ja, im Teenageralter war es für sie vielleicht schon zu spät, das selbst zu entscheiden. Seit Jahren waren sie unseren Ansichten ausgesetzt gewesen, und es hätte schon sehr viel Rückgrat verlangt, unsere Werte plötzlich komplett abzulehnen. Aber worum geht es denn, wenn man Kinder großzieht? Wenn man es drastisch formuliert, handelt es sich bei Erziehung doch immer ein bisschen um »Gehirnwäsche«. Wir möchten, dass unsere Kinder unsere Werte übernehmen: Respekt gegenüber anderen Menschen, Mitgefühl für Schwächere, Freundlichkeit, Offenheit, Altruismus. Wir möchten auf jeden Fall verhindern, dass sie andere schikanieren, selbstsüchtig oder gierig sind. Auch in dieser Hinsicht zwingen wir ihnen unsere Werte auf, oder versuchen das zumindest. Aber trotz unserer Bemühungen stellen wir Eltern immer irgendwann fest, dass unsere Kinder ganz sie selbst sind. Ihre eigenen Werte haben. Zugegeben, ich wäre enttäuscht, wenn meine zwei Jungen, 16 und 21, anfangen würden, Fleisch zu essen. Ich würde bestimmt mit ihnen darüber diskutieren, vielleicht streiten, aber zwingen könnte ich sie natürlich nicht. Zum Glück arbeitet der Zeitgeist für mich: Immer mehr junge Leute leben vegetarisch oder vegan – letzteres gilt sogar als besonders hip und cool.

Die ungeheure Geschwindigkeit, mit der Veganismus sich ausbreitet, erstaunt mich durchaus. An der Stanford Universität in Kalifornien leben 25 Prozent der Studenten

und Studentinnen vegetarisch oder vegan. Junge Leute lesen viel, und sie unterhalten sich; sie haben starke Gefühle, gerade in Bezug auf Gerechtigkeit und Gleichheit. Genau deshalb fragen sie zurecht, warum wir diese beiden Begriffe nur auf die menschliche Spezies anwenden. Und sie fragen sich, warum wir unsere Liebe und unser Mitgefühl auf sogenannte Haustiere beschränken. Wo liegt der Unterschied zwischen einem Hund oder einer Katze und einem Schwein, einem Schaf oder einer Kuh im Hinblick auf unsere wichtigsten Werte: Freundschaft, Altruismus, Familienbande, ja sogar Liebe. Je weniger Umgang ein Mensch mit Tieren hat (oder je restriktiver dieser Umgang ist), desto weniger Komplexität wird er Tieren zuschreiben. Je mehr er dagegen erfährt und lernt, desto aufgeschlossener und respektvoller wird er werden. Ein wunderbares Beispiel dafür schildert die Autorin Elisabeth Tova Bailey in ihrem erfolgreichen Buch *Das Geräusch einer Schnecke beim Essen*, in dem sie sich während einer langen Krankheitsphase mit einer Schnecke anfreundet.

Als das Buch, das Sie gerade in Händen halten, vor Jahren entstand, galt meine Botschaft noch als seltsam, exzentrisch, sogar verrückt. Ich konnte das damals ganz gut verstehen, denn bevor ich meine Recherchen aufnahm, war ich selbst der Meinung, es reiche aus, sich vegetarisch zu ernähren, um das Leid von Tieren zu verringern. Es fiel mir schwer zu erkennen, was an Käse, Eiern und Milch falsch war. Sie kamen mir so harmlos vor. Das Leid dahinter war für mich nicht ersichtlich, und das

schien fast allen Leuten so zu gehen. Heute ist das ganz anders. Immer mehr Menschen ist bewusst, was ein Glas Milch bedeutet, oder ein Omelett.

Ist dieser Wandel im Bewusstsein nur oberflächlich und vorübergehend? Ich bezweifle das. Es gibt inzwischen so viele vegane Organisationen, von denen ich hier nur ein paar nenne: *Mercy for Animals*, *Farm Animal Sanctuary*, *Physicians Committee for Responsible Medicine*; in Nordamerika *Humane Society of the United States*; in Österreich die *Vegane Gesellschaft Österreich*; in England *Viva!* und *The Vegan Society*; in Irland *The Vegan Society of Ireland*; in Neuseeland gibt es *SAFE (Save Animals from Exploitation)* und in Australien *Voicelless* und *Animal Liberation*.

In der nahen Zukunft werden wir »Fleisch« in einer Petrischale gewinnen, ohne dass dafür ein Tier leiden muss. Jedes mir bekannte Land hat sich zumindest ein kleines Stück in diese Richtung bewegt (sogar in China gibt es immer mehr Restaurants, die vegane Gerichte anbieten).

Was ist der Motor dieser wachsenden Bewegung? Soweit ich weiß, gibt es drei wesentliche Faktoren. In meinen Augen ist der wichtigste Faktor das Leid der Tiere. Den allermeisten Menschen ist es nicht gleichgültig, wenn Tiere leiden, auch wenn ihre Bereitschaft, sich mit deren Lebensbedingungen zu beschäftigen und etwas dagegen zu tun – besser gesagt, dafür auf etwas zu verzichten – stark variiert. Zweitens weisen immer mehr Ärzte auf die gravierenden gesundheitlichen Risiken von Fleischverzehr hin und propagieren die Vorteile einer reinen Pflanzenkost. Es gibt jede Menge hervorragende

Bücher und auch Filme zu diesem Thema, angefangen bei *Cowspiracy: The Sustainability Secret* bis hin zu *What the Health*, die für ein verändertes Bewusstsein sorgen. Und drittens: Vor nicht allzu langer Zeit noch waren viele Menschen, die den Klimawandel und seine verheerenden Folgen bekämpfen, dem Veganismus gegenüber ziemlich gleichgültig. Aber auch das ist vorbei. Selbst wenn sie selbst nicht so weit gehen, vegan zu leben, unternehmen sie erste Schritte in diese Richtung: Sie reduzieren ihren Fleischkonsum. (Man denke nur an Initiativen wie den Veggietag in Deutschland oder »Meatless Monday« – fleischfreie Montage – in den USA.) Sogar der ehemalige Vizepräsident der USA, Al Gore, hat die Bedeutung des Themas inzwischen erkannt und sich dafür entschuldigt, dass es in seinem ersten, so erfolgreichen Film übergangen wurde.

Ich jedenfalls glaube, dass dieser Wandel von Dauer ist. Manche Dinge kann man nicht mehr ignorieren, wenn man erst einmal von ihnen weiß. Diese Erkenntnis gehört dazu: Veganismus ist gut für Tiere (sie leiden nicht mehr sinnlos und werden nicht mehr getötet), gut für uns Menschen, gut für unsere Gesundheit und gut für den Planeten Erde. Mein Sohn würde sagen: Mit der Zeit zu gehen ist ein echter Selbstläufer.

Jeffrey M. Masson
Berlin, 2017

Piglet, das Schwein, das zum Mond sang

Vor vielen Jahren, als meine Familie und ich Auckland in Neuseeland besuchten, hörten wir, dass nur fünfzehn Minuten von der Innenstadt entfernt an einem Strand ein Schwein lebe. Dieses Schwein war berühmt – Schulkinder kamen herbei, um es aus der Nähe zu betrachten; außerdem war es für das Amt des Bürgermeisters vorgeschlagen worden, und seine Nachbarn hatten sich nach heftigen Diskussionen in zwei Lager gespalten: Die einen meinten, ein am Strand lebendes Schwein habe etwas Magisches, wohingegen die anderen befürchteten, es würde ihre Kinder auffressen. Wir fanden zwar den Strand, aber »Piglet« (Schweinchen) war weiter nördlich zu einer Plantage mit Macadamia-Nussbäumen gezogen und nicht mehr zu »besichtigen«.

Um es kurz zu machen: Wir trafen Piglets »Hirten«, den wunderbaren Tom Watkins sowie seine ebenso wunderbare Frau Helen, und kauften zu guter Letzt an dem besagten Strand ein Haus. Wir hörten viele Geschichten über dieses außergewöhnliche Schwein, das frühmorgens, wenn das Meer am ruhigsten war, gern schwim-

men ging und Gefallen daran fand, Kinder neben sich sitzen zu haben, solange sie ihm vor dem Weggehen den Bauch massierten. Piglet war tadellos, wohlerzogen, empfindsam, intelligent und freundlich gegenüber Fremden. Als wir ihm schließlich begegneten, stellten wir fest, dass man sich keinen besseren Nachbarn oder Botschafter für die Nutztiere vom Bauernhof hätte wünschen können. Sein Gefühlsleben kam in besonderer Weise zum Ausdruck – Piglet ließ einen immer wissen, was in ihm vorging. Meistens zeigte sich das am Lächeln auf seinem Gesicht, zumal wenn es schwamm oder mit seinen kleinen menschlichen Freunden spielte.

Aber es hatte noch weitere geheimnisvolle Eigenschaften. Es reagierte empfindlich auf Musik und lauschte mit Vorliebe dem Geigenspiel; zumal am nächtlichen Strand, bei Vollmond, schien es Musik zu genießen. Tony machte kürzlich ein Foto von ihm, derweil es in einer Vollmondnacht die süßesten Töne von sich gab, so als würde es tatsächlich den Mond ansingen. Diese Aufnahme vom singenden Piglet ist der fotografische Beweis für dessen spezielle Affinität zu Musik, Wasser, Nacht und Mond. Sie liefert einen weiteren Grund, daran zu glauben, dass viele Tiere – vor allem Schweine – zu Gefühlen Zugang haben, die Menschen bisher unbekannt waren. Wenn wir den Liedern, die Piglet und seine Verwandten nachts zum Mond singen, aufmerksam Gehör schenken, erfahren wir vielleicht etwas über Gefühle, die uns ein neues und völlig unerwartetes Vergnügen bereiten können.

In meinen Büchern über Tiere habe ich gewöhnlich einige Seiten der Betrachtung darüber gewidmet, dass

sie Gefühle haben, die uns möglicherweise abgehen. Natürlich ist das reine Spekulation, doch im Leben jedes Menschen, der seine Zeit in trauter Gemeinschaft mit anderen Spezies verbringt, gibt es Augenblicke, da er sich plötzlich bewusst wird, dass das Tier ihm entgleitet und in einen Bereich vordringt, der ihm



selbst verschlossen bleibt. Das Tier bekommt dann einen abwesenden Blick oder seine Miene hellt sich auf mit einer Art von Freude, die wir nicht zu kennen scheinen. In solchen Momenten bin ich überzeugt, dass ich – wäre ich nur imstande, ein bisschen besser zuzuhören, oder ein wenig offener zu sein für das Unbekannte – in den gleichen Raum gelangen und etwas über Gefühle lernen könnte, von denen ich gegenwärtig nichts weiß.

Auch einige Menschen haben großes Leid durchgemacht und kennen offenbar tiefste menschliche Regungen, die uns anderen unbegreiflich sind. Wenn sie uns diese mitteilen wollen, sind wir oft nicht empfänglich dafür. Seltsamerweise hinterlassen Tiere auf dem Bauernhof bei mir einen ganz ähnlichen Eindruck. Gewiss kommt es einigen Leuten absurd vor, solche Tiere mit Menschen zu vergleichen, die eine Tragödie überlebt haben. Doch je mehr ich über ihr Leben in Massentierhaltungsbetrieben erfahre, desto nachdrücklicher vertrete ich die Auf-

fassung, dass diese Analogie nicht so weit hergeholt ist, wie es zunächst scheinen mag. Trotz oder vielleicht gerade wegen des Schicksals, das sie unweigerlich erwartet, können Nutztiere auf dem Bauernhof ihre Fähigkeit zu tiefen Gefühlen offenbar bewahren – und wunderbarerweise auch ihre Liebe zu uns Menschen.

Darum hoffe ich, dass das vorliegende Buch Ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Form tierischen Lebens lenken wird, das uns seit Tausenden von Jahren begleitet, das wir aber nur selten wirklich wahrnehmen. Ich möchte, dass Piglet uns ansingt, wie es den Mond ansingt – vielleicht mit einem Lied der Klage, des Verlusts, der Trauer, vielleicht aber auch mit einem Lied der Freude, des Mitgefühls und der Liebe.

Einleitung

Ein gutes Leben

Gehen Sie in irgendeine Buchhandlung und teilen Sie dem Verkäufer mit, dass Sie etwas über Tiere auf dem Bauernhof lesen möchten, und er wird Sie ziemlich sicher in die Kinderbuchabteilung schicken. Für Erwachsene gibt es kein umfassendes Werk über das Verhalten dieser Tiere, geschweige denn über deren Gefühlsleben. Eben deshalb habe ich mich darangemacht, das vorliegende Buch zu schreiben. Dabei stellte sich – wie zu erwarten – heraus, dass jene Tiere, die ich aus der Nähe beobachtet habe (Hühner, Schweine, Kühe, Schafe und Ziegen), vielschichtige Gefühle empfinden, zum Beispiel Liebe, Treue, Freundschaft, Traurigkeit, Leid oder Kummer. Die domestizierten Tiere auf unseren Bauernhöfen unterscheiden sich kaum von ihren wilden Vorfahren und haben daher die gleichen Gefühle wie sie, die in völliger Freiheit leben. Darum ist die Gefangenschaft für Nutztiere auf dem Bauernhof umso schmerzlicher, je mehr sie den Gefühlen zuwiderläuft, die sich unter ganz anders gearteten Bedingungen entwickelt haben. (Wir können uns nur ausmalen, wie sich

diese Kreaturen in der Massentierhaltung fühlen, die jedes sinnvolle natürliche Verhalten unmöglich macht.) Folglich ist es nicht schwer herauszufinden, ob diese Tiere glücklich sind oder nicht. Ähnlich wie ein Mensch kann ein Tier nur dann glücklich sein, wenn es unter Bedingungen lebt, die ihm gestatten, das eigene natürliche Verhalten zum Ausdruck zu bringen und jene Gefühle zu empfinden, die damit einhergehen. Indem wir die wilden Vorfahren der Bauernhof-Tiere betrachten, können wir viele Fragen beantworten, die man in der Vergangenheit für absurd oder unbeantwortbar hielt. Diese Antworten bereiten einigen Leuten vielleicht Unbehagen, aber sie gewähren uns endlich den jahrhundertlang fehlenden Einblick in das Wesen und die Bedürfnisse von domestizierten Tieren.



Wenn ein Nutztier auf dem Bauernhof ein gutes Leben hat, das in einem schmerzlosen Tod endet, und wenn dieses Tier dann dazu dient, Menschen zu ernähren – ist das etwa verkehrt? Viele würden darauf mit »Nein« antworten. Doch meiner Meinung nach lohnt es sich, zunächst einmal die Frage zu stellen, ob und wie irgendjemand überhaupt wissen kann, worin ein »gutes Leben« für ein solches Tier besteht. Natürlich haben wir alle eine gewisse Vorstellung davon, was damit gemeint ist. Doch nur wenige Leute abseits der Befürworter der Tierhaltung in landwirtschaftlichen Großbetrieben wären zu der Aussage bereit, dass die durchschnittliche Milch-

kuh ein glückliches Leben führt. Man denke nur an die Kuh, der die Kälber nach der Geburt weggenommen werden und die einige Jahre lang intensiv gemolken wird. Damit ihre Milch immer weiter fließt, muss sie fast ständig ein Junges tragen, das sie dann nicht einmal bei sich behalten darf. Vorzeitig gealtert und aufgrund nachlassender Milchproduktion weniger nützlich, wird diese Kuh schließlich geschlachtet – lange bevor sie ihre natürliche Lebensspanne erreicht hat. Können wir also sagen, dass sie ein glückliches Leben geführt hat?

In diesem Buch vertrete ich eine radikale Position. Dennoch erscheint sie mir so einfach und logisch, dass ich nicht verstehe, warum sie nicht längst von einer großen Zahl von Menschen eingenommen wurde. In dem Maße, wie man ein Tier daran hindert, gemäß seiner natürlichen Entwicklung zu leben, macht man es unglücklich. Bei allen Tieren auf dem Bauernhof – von den Hühnern bis zu den Kühen – hat die Evolution dazu geführt, dass sie Nachkommen hervorbringen und diese durch die ersten Lebensabschnitte fürsorglich begleiten. Ein Tier, das ein Junges zur Welt gebracht hat und anschließend der Möglichkeit beraubt wird, seinem angeborenen Mutterinstinkt Ausdruck zu verleihen, kann nicht glücklich sein. Überlegen Sie doch einmal: Wären Sie etwa glücklich, wenn man Sie gegen ihren Willen schwängerte und Ihnen dann das Kind wegnähme, um es zum nächsten Abendessen zu servieren? Falls Sie meinen, eine Kuh verschwende keinen Gedanken an ihr fehlendes Junges, dann fragen Sie mal einen Landwirt, wie lange ein neugeborenes Kalb und seine Mutter einander

rufen. Einer erzählte mir, dass sie das so lange tun, wie sie einander sehen können – und bis sie völlig heiser sind.

Meiner Ansicht nach ist es verkehrt, Tiere nur der Nahrung wegen großzuziehen. Ich glaube einfach nicht daran, dass irgendjemand dafür sorgen wird, einem Tier ein »gutes Leben« zu bereiten, wenn dessen einziger Daseinszweck darin besteht, als Mahlzeit auf dem Esstisch zu landen. Es ist allzu leicht, Augenwischerei zu betreiben und gar nicht wissen zu wollen, was sich auf das Leben bestimmter Tiere günstig auswirkt. Angemessen, erträglich, zulässig – das sind unsere Adjektive für die Bedingungen, unter denen Nutztiere auf dem Bauernhof leben. Ginge es um unsere eigenen Lebensbedingungen, so wären wir damit alles andere als zufrieden. Stellen Sie sich vor, Sie fragten den Direktor des Internats, welche Art von Leben er dort für Ihr Kind in Erwägung ziehe, und er antwortete: »Ein angemessenes.« Wahrscheinlich würden Sie sofort vermuten, dass Ihr Kind an einem solchen Ort nichts zu lachen hätte.

Selbst jene, die aufrichtig versuchen, das Leben eines Tieres auf dem Bauernhof angenehm zu gestalten, wissen sehr wohl, dass dieses Leben nie optimal sein wird. Gefühle, zu denen das Tier fähig ist, können sich nicht in einem Umfeld entfalten, das die evolutionäre Vergangenheit außer Acht lässt. Natürlich ist es besser, ein Huhn mit seinen Artgenossen im Freien leben zu lassen – so wie es, bliebe ihm die Wahl, in Freiheit tatsächlich leben würde –, aber zweifellos können wir alle verstehen, dass es noch besser wäre, dem Huhn seine natürliche

Lebenszeit zu belassen, anstatt es zum Abendessen aufzutischen.

Wo also können Nutztiere jenes Leben führen, das ihnen von der Natur vorgegeben ist? Meines Wissens nur in Tierschutzreservaten. Diese bieten Tieren, die vor dem Schlachthaus oder vor Misshandlungen gerettet wurden, eine sichere Bleibe. Dort haben sie die Möglichkeit, sich gleichsam auszuleben, ohne je wegen ihres Fleisches, ihres Fells, ihrer Eier oder irgendeines anderen Körperprodukts ausgebeutet zu werden. Freiwillige Helfer, die gern in ihrer Nähe sind, kümmern sich um sie, bringen ihnen Achtung und Liebe entgegen.

Hühner zum Beispiel haben, unbeeinflusst vom Menschen, im Laufe von Jahrmillionen eine bestimmte Art zu leben entwickelt. Natürliche Verhaltensänderungen vollziehen sich bei ihnen über einen Zeitraum von mehreren Hunderttausend Jahren. Darum sind in der relativ kurzen Phase ihrer Domestizierung durch den Menschen noch keine grundlegenden Verhaltensänderungen in Erscheinung getreten. Hühner haben sich einfach noch nicht zum Nutzen des Menschen entwickelt – Nutztier zu sein war nie ihr Ziel. Gewiss, wir züchten Hühner im eigenen Interesse, aber jeder, der die Mühe einer genaueren Betrachtung auf sich nimmt, wird erkennen, dass es uns bisher nicht gelungen ist, das, was sie zu Hühnern macht – anstatt zu einem Abendessen –, wegzuzüchten.

Mir ist Folgendes aufgefallen: Wenn ich während eines Essens den anderen am Tisch berichte, dass ich an einem Buch über das Gefühlsleben der Nutztiere schreibe, wer-

fen sie mir ein seltsames Lächeln zu, so als hätte ich etwas ziemlich Lächerliches gesagt. Dann konzentrieren sie sich auf ihr Steak, ihre Lammkeule, ihre Hühnerbrust oder ihr Schweinsschnitzel – als würde sie das Leben jener Tiere, die sie gerade verspeisen, nicht im Geringssten interessieren.

Die Frage, die mir auf der Zunge liegt, lautet nicht: *Was* essen Sie, sondern *wen* essen Sie? Sollte man das Thema tierischen Leidens, das so ungeheure Ausmaße erreicht hat, als lächerlich abtun? Und ist es lächerlich, betroffen zu sein angesichts der 24 Millionen Hühner, die tagtäglich in den Vereinigten Staaten geschlachtet werden? Im Jahr 2002 waren das insgesamt nahezu 9 Milliarden (neuntausend Millionen!) Hühner. Darüber hinaus schlachtet man allein in den Vereinigten Staaten jeden Tag durchschnittlich 268 493 Schweine, was für 2002 eine Summe von 97 999 945 ergibt. Wir werden nie genau erfahren, wie viele Tiere im Laufe eines Jahres auf der ganzen Welt zu Nahrungszwecken geschlachtet werden, aber die Zahl übersteigt fast unsere Vorstellungskraft. Immerhin wissen wir, dass jeden Tag weltweit 40 Milliarden Hühner (6 für jede Person auf dem Planeten) sterben müssen, um verzehrt zu werden – doch darin sind weder die Hühner jener Länder enthalten, die keine Zahlen bekannt geben, noch die Schlachtungen in Hinterhöfen oder sonstige, nicht genehmigte Schlachtungen. Demnach ist die tatsächliche Zahl unbekannt – in jedem Falle aber gewaltig.

Warum hält man es allgemein für lächerlich, darauf hinzuweisen, dass jedes dieser getöteten Tiere eine

Mutter und fast jedes Geschwister hatte – und dass einige unter ihnen von einem Elternteil beklagt oder von einem Gefährten vermisst wurden? Obwohl man sie züchtete, um sie zu schlachten, veränderte die Zucht ihre emotionalen Fähigkeiten nicht. Sie hatten Erinnerungen, litten und trauerten. Es gibt kaum eine Rechtfertigung dafür, menschliches und tierisches Leiden gegeneinander abzuwägen und ersterem eine wesentlich höhere Bedeutung beizumessen als letzterem. Wer sich wegen des menschlichen Leids sorgt, muss darum ja nicht die Augen vor dem Leid der Tiere verschließen – auch muss er nicht das eine für irgendwie wichtiger oder schrecklicher halten als das andere. Jean Améry, ein Überlebender des Holocaust, wollte sich keine Vergleiche aufnötigen lassen, um sein Leid zu beschreiben: »Die Schmerzen waren, wie sie waren. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Gefühlsqualitäten sind so unvergleichlich wie unbeschreiblich.«¹ In diesem Sinne ist auch das Leiden praktisch aller Nutztiere einmalig, individuell – und meistens sprachlich weder zu beschreiben noch zu erklären. Wenn wir an dieses Leid keinen Gedanken verschwenden, zugleich aber die Tiere verzehren, sind wir dann nicht moralisch blind, ethisch abgestumpft und menschlich nachlässig?



¹ Zitiert bei Samantha Power, *A Problem from Hell: America and the Age of Genocide*, New York: Basic Books, 2002, S. 42.

Vor rund 10 000 Jahren, als die letzte Eiszeit zu Ende ging, gaben die Menschen ihr Leben als Jäger und Sammler allmählich auf und begannen mit dem Ackerbau. Allerdings vollzog sich dieser Übergang nicht ganz freiwillig, denn die klimatischen Veränderungen hatten eine Wasserknappheit zur Folge – und damit auch eine Wildknappheit. So erschien es sinnvoll, sich in der Nähe einer Wasserquelle oder einer Oase niederzulassen und Weizen und Gerste anzupflanzen. Zuvor hatten wir, wie Desmond Morris in seinem Buch *Der nackte Affe* sagt, »fast jedes nennenswerte Tier getötet und gegessen«. Aus einer Untersuchung prähistorischer Überreste wissen wir, dass Menschen vor ungefähr einer halben Jahrmillion an einer einzigen Stelle »bestimmte Arten von Bisons, Pferden, Nashörnern, Hirschen, Bären, Schafen, Mammuts, Kamelen, Straußen, Antilopen, Büffeln, Ebern und Hyänen jagten und verspeisten«. Schon bevor der Anbau von Getreide im Gange war, sahen wir uns hinsichtlich essbarer Beute einem oder zwei ernsthaften Konkurrenten gegenüber – insbesondere dem wolfähnlichen, in Rudeln jagenden Vorfahren unseres Haushundes. Ausgestattet mit feinerem Geruchs- und Gehörsinn, außerdem geschickter, sich in Rudeln zusammenzuschließen und die Beute in hohem Tempo zu hetzen, beraubten diese Jagdhunde die weniger gewandten Menschen oft eines wesentlichen Bestandteils ihrer täglichen Nahrung. Wie dann eine symbiotische Beziehung zwischen Hunden und Menschen entstand, ist im Einzelnen nicht bekannt, aber Desmond Morris nimmt an, dass Welpen ursprünglich nach Hause gebracht wurden, um verzehrt

zu werden, dass sie sich jedoch bald als geeignete Wachhunde während der Nacht erwiesen. Darüber hinaus begleiteten die ausgewachsenen Hunde die Männer auf Jagdausflügen, betrachteten sie sogar als Führer und standen ihnen bei der Jagd voll und ganz zur Seite, da sie sich nun selbst als Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft sahen.

Das Pferd hatte einen fast ebenso entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der Landwirtschaft wie der Hund. Es war das letzte der fünf am weitesten verbreiteten Tiere, die domestiziert wurden, und – nach Auffassung von Juliet Clutton-Brock, einer Expertin für die Geschichte der Domestizierung – »die durch menschlichen Eingriff und künstliche Zuchtwahl am wenigsten berührte Spezies«². Zwar diente es dem prähistorischen Menschen zunächst als Nahrungsquelle, aber er brauchte nicht lange, um zu erkennen, dass es in kurzer Zeit große Entfernungen zurücklegen konnte – dass seine Geschwindigkeit und seine Stärke für die Beförderung von Lasten und die Bebauung des Landes äußerst nützlich waren. Dadurch erfuhr die menschliche Lebensweise einen tief greifenden Wandel.

Fossilienfunde aus Jericho (der ältesten befestigten Stadt der Welt) beweisen, dass dort vor etwa 9000 Jahren Schafe und Ziegen domestiziert wurden. Außerdem entdeckte man in der El-Khiam-Höhle in Palästina Knochenreste von Ziegen, die auf das 8. Jahrtausend v. Chr.

² Vgl. Juliet Clutton-Brock, *A Natural History of Domesticated Mammals*, Cambridge University Press, ²1999.

zurückgehen. Die Relikte an diesen Orten weisen die viel-sagenden physischen Anzeichen der Domestizierung auf – geringere Körpergröße, verkürztes Gesicht und dicht bei-einander stehende Zähne.

Viele Leute haben unklare Vorstellungen von der Domestizierung von Tieren auf dem Bauernhof. Lassen Sie mich deshalb klarstellen: Alle Nutztiere wurden domestiziert. Unter dem Ausdruck »Tiere auf dem Bauernhof« verstehe ich Nutztiere, die auf einem Bauernhof leben. Das ist heute eine etwas fehlerhafte Bezeichnung, denn zumindest in den Vereinigten Staaten und in Europa leben solche Tiere meistens nicht mehr auf Bauernhöfen, sondern in künstlichen Schuppen, Scheunen oder Ställen, die menschlichen Gefängnissen ähneln. Wir pferchen die Tiere in derartigen Behausungen ein, weil es bequem und einträglich ist. Das hat nichts – und hatte noch nie etwas – mit dem Wohlergehen, der Sicherheit und der Gesundheit der Tiere zu tun.

Einige Leute haben den Ausdruck »Tiere auf dem Bauernhof« (*farm animals*) mit der Begründung abgelehnt, diese seien dort nicht aus freien Stücken. Vielmehr züchteten wir sie, und so wäre es zutreffender, von »gezüchteten Tieren« (*farmed animals*) zu sprechen – womit die Betonung auf uns, den Aktiven, anstatt auf ihnen, den Passiven, läge. Wäre diese Wendung nicht allzu umständlich, hätte ich im vorliegenden Buch durchweg »gezüchtete Tiere« (*farmed animals*) bevorzugt. Unter »Tieren auf dem Bauernhof« verstehe ich also Nutztiere, die gezüchtet wurden. Leider handelt es sich dabei um ein Gegensatzpaar nach dem Muster »wir/sie«. Die

ursprüngliche Bedeutung des »Anderen« in »einander« mag sehr wohl von jener Vorstellung geprägt sein, die frühe Menschen hegten, da sie mit dem schlechthin »Anderen« – nämlich dem Tier – konfrontiert waren, das sie in erster Linie entweder als Beute oder als Raubtier betrachteten. Ihr Wunsch, diese »Anderen« in weniger fremdartige Tiere zu verwandeln, markierte den Beginn der Domestizierung. Das Bestreben richtete sich darauf, die Tiere gefügiger (kleiner, schwächer und langsamer) zu machen, damit sie leichter eingefangen werden konnten und die Knechtschaft bereitwilliger akzeptierten.

Im Falle der Hunde und Katzen könnte man das Argument vorbringen, dass die Domestizierung für beide Seiten von Vorteil war. Die Tiere kamen in den Genuss von Gesellschaft, Sicherheit, Nahrung, Wärme, Spielgefährten und sogar Liebe. Und wir Menschen erhielten viele dieser Gaben von ihnen zurück (mit Ausnahme der Nahrung – denn nur selten verzehrten Menschen die Tiere, mit denen sie spielten und ihr Zuhause teilten). Doch im Falle der Nutztiere auf dem Bauernhof näherte sich die Beziehung nie einem gerechten Austausch. Wir nahmen ihre Eier, ihre Milch, ihr Fleisch, ihr Fell, nutzten ihre Arbeitskraft aus – und dafür bekamen sie, soweit ich sehe, nichts als ein paar Almosen. Vor Raubtieren schützten wir sie nur, weil wir, die wir noch stärkere Raubtiere waren, ihnen bereits eine Ohrmarke eingesetzt hatten, um sie für unsere eigenen Zwecke auszubeuten, was dann unweigerlich zu ihrer Vernichtung führte. Wie man behaupten kann, dass ausschließlich ihr Schutz im

Vordergrund gestanden habe, ist mir immer schleierhaft gewesen.

Eines der Rätsel bei den frühesten Kontakten zwischen Tieren und Menschen ist die Frage, ob ihre Nützlichkeit oder unsere Zuneigung zu ihnen als Gefährten der ursprüngliche Impuls für die Domestizierung war. Es ist ungewiss, wann Menschen damit begannen, andere Spezies – die Ziege oder die Kuh – zu melken, aber wahrscheinlich war die Milch nicht der Hauptgrund für die Domestizierung, da zu jener Zeit viele Menschen außerhalb Europas und Nordamerikas keine Milchprodukte vertrugen (was auch heute noch zutrifft). Ein kleines, nur ein paar Tage altes Zicklein, das allein fressen und umherwandern kann, ist ein leicht einzufangendes Tier. Hat man sich seiner bemächtigt, wirkt es wie jedes andere Junge – hilflos, unschuldig und äußerst niedlich. Es ist durchaus denkbar, dass die Menschen vor 10 000 Jahren von den niedlichen Eigenschaften des Tieres – große Augen, schlaff herabhängende Ohren, verspielte Art – ebenso hingerissen waren, wie wir es heute sind, was dann zur Folge hatte, dass das Zicklein sich bei seinen Zieheltern und anderen Artgenossen beliebt machte, um auf diese Weise das eigene Überleben zu sichern. Dass das mit uns so gut funktioniert, ist keineswegs überraschend. Die Menschen vor 10 000 Jahren waren, was das genetische Erbe, die Entwicklung des Gehirns und das intellektuelle Vermögen betrifft, mit uns heutigen Menschen identisch. Zweifellos erkannten sie die Ähnlichkeit zwischen domestizierten und wilden Tieren sowie zwischen den beiden Arten und sich selbst. Dieser An-

schauung wurde zwar vor etwa 150 Jahren durch Charles Darwin der Stempel der Wissenschaftlichkeit aufgedrückt, doch irgendwann vor langer Zeit scheinen wir die Verbindung zu den Tieren verloren zu haben; oder wir wurden so arrogant, so anthropozentrisch, dass wir die Ähnlichkeit nicht mehr sehen können.³



George Orwells klassisches Werk *Farm der Tiere* wird allgemein als politische Fabel über den Totalitarismus und die Sowjetunion gedeutet. Literaturkritiker wie normale Leser haben die Rahmenerzählung über Tiere auf dem Bauernhof als bloßes Hilfsmittel oder als eine Art Motor für die eigentliche Botschaft betrachtet. Orwell hingegen sah das Ganze in einem anderen Licht und erklärte in einem für die ukrainische Übersetzung geschriebenen Vorwort, dass ihm die Idee zu der Geschichte kam, als er sah, wie ein vielleicht zehnjähriger Junge ein Zugpferd misshandelte. Schlagartig wurde ihm bewusst, »dass die Menschen in der gleichen Weise Tiere ausbeuten, wie die Reichen das Proletariat ausbeuten«. Des Weiteren legte er dar, dass er die grundlegende Einsicht von Marx gleichsam auf den Kopf gestellt habe: »Ich

³ Charles Darwin, *The Expression of Emotions in Man and Animals*, London: John Murray, 1872. Vgl. die von Paul Ekman herausgegebene »definitive Ausgabe«, mit Einleitung, Nachwort und Kommentar (Oxford University Press, 1998); dt. *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren*, Übers. J.V. Carus/U. Enderwitz, Frankfurt/Main: Eichborn, 2000.

mache mich daran, Marx' Theorie vom Standpunkt der Tiere aus zu analysieren. Für sie war es klar, dass die Vorstellung von einem Klassenkampf zwischen Menschen lediglich auf einer Einbildung beruhte, denn wann immer es notwendig schien, Tiere auszubeuten, vereinigten sich alle Menschen gegen sie: *Der eigentliche Kampf findet zwischen Tieren und Menschen statt.*«⁴ Obwohl die kursive Hervorhebung des letzten Satzes von mir stammt, spricht alles für die Annahme, dass Orwell aufrichtig davon überzeugt war. Tatsächlich lässt er seine Figur Old Major zu den Tieren auf dem Bauernhof sagen: »Kein Tier in England weiß, wenn es einmal ein Jahr alt geworden ist, was Glück und Muße bedeuten. Kein Tier in England ist frei. Das Leben eines Tieres ist Elend und Sklaverei: das ist die simple Wahrheit.« Ist das nicht ein bewusstes Echo jener berühmten Äußerung Jean-Jacques Rousseaus – dass der Mensch zwar frei geboren wurde, doch überall in Ketten liege?

⁴ Vgl. George Orwell: *Animal Farm: A Fairy Story*, Harmondsworth: Penguin Books, 1989, S. 112 (dt. *Farm der Tiere. Eine Fabel*, Übers. N. O. Scarpi, Frankfurt/Main: Insel, 1958). Offenbar hat noch niemand die Bedeutung dieser Stelle erkannt. So erwähnt Bernard Crick in seiner maßgeblichen Orwell-Biographie (*George Orwell: A Life*, Harmondsworth: Penguin Books, 1982; dt. *George Orwell: Ein Leben*, Frankfurt/Main: Fischer, 1958) zwar das Vorwort des Werkes und zitiert daraus: »Ich mache mich daran, Marx' Theorie vom Standpunkt der Tiere aus zu analysieren« (S. 451), doch dann übergeht er die Passage über die Ausbeutung der Tiere durch den Menschen und übersieht dabei, wie wichtig sie ist. In Anbetracht dessen, dass man Orwells schmales Buch gemeinhin als die gewichtigste satirische Schrift zum Thema »Revolution« bezeichnet, ist es doch erstaunlich, dass Orwells eigener Kommentar über Menschen und Tiere aus dem öffentlichen Gedächtnis gelöscht wurde.

Der Philosoph Stephen Clark bemerkte einmal, die menschliche Sklaverei habe erst mit dem Ackerbau begonnen. Jäger und Sammler versklavten niemanden und führten nur selten Krieg; denn wo kein Eigentum existierte, gab es kaum etwas, für das zu kämpfen sich lohnte. Allein durch Landwirtschaft und Domestikation, denen die Vorstellung innewohnt, dass Dinge bestimmten Leuten gehören, anderen aber nicht, kam der gesellschaftlichen Stellung immer mehr Bedeutung zu, brachen dann auch Kriege aus.⁵

Der Vergleich zwischen der Sklaverei und der Domestikation von Tieren ist nicht neu. Wie so viele unserer westlichen Einstellungen geht auch er auf Aristoteles zurück, der in seiner *Politik* schrieb:

Für alle gezähmten Tiere ist es ein Vorteil, unter menschlicher Aufsicht zu stehen, da dies ihr Überleben sichert. [...] Dementsprechend muss das Gleiche notwendigerweise auch auf die Menschheit als Ganzes zutreffen. [...] Diese Leute sind von Natur aus Sklaven, und es ist für sie besser, einer derartigen Aufsicht unterworfen zu sein, wie es für die anderen Kreaturen gilt, die ich genannt habe.

Krieg und Jagd, behauptet Aristoteles weiter, seien ein wesentlicher Bestandteil dieser Auffassung; beide müssten sich gegen Tiere und »jene Menschen, in deren Natur

⁵ Vgl. Robert Wright, *NonZero: The Logic of Human Destiny*, Boston: Little, Brown, 2000.

es liegt, beherrscht zu werden«, richten.⁶ Wie praktisch solche Grundsätze doch für die Menschen waren, die der gleichen gesellschaftlichen Schicht angehörten wie Aristoteles! Die damit verbundenen Einstellungen sterben nur langsam aus.



Oft wird die Ansicht vertreten, dass es Nutztiere gar nicht gäbe, wenn wir sie nicht züchteten: Es sei besser für sie, ein eingeschränktes Leben zu führen als überhaupt keins. Immer wieder hört man, Tiere wie Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, Enten und Gänse profitierten allein schon dadurch, dass sie existieren dürften. Der britische Philosoph und Fuchsjagd-Anhänger Roger Scruton zum Beispiel bringt das seltsame Argument vor, dass »junge Tiere schon seit Anbeginn der Geschichte ohne Gewissensbisse geschlachtet werden« – als wären nicht seit Anbeginn der Geschichte auch Sklaverei, Rassismus und die Misshandlung von Frauen praktiziert worden. Seit wann erlangt eine bestimmte Praxis ihre moralische Rechtfertigung dadurch, dass sie eine Zeit lang Bestand hatte? Scruton fügt hinzu: »Die meisten Tiere grasen deshalb auf unseren Weiden, weil wir sie essen.« Doch könnten sie genauso gut ungefährdet auf den Weiden unserer Reservate grasen, wenn wir sie nicht

⁶ Aristoteles, *Politik* I, 8, 1256b und I, 5, 1254b, zitiert bei Richard Sorabji, *Animal Minds & Human Morals: The Origins of the Western Debate*, Ithaca, NY: Cornell University Press, 1993, S. 135 f.

essen würden; natürlich wäre ihre Anzahl dann deutlich geringer. Jedenfalls erscheint es vom philosophischen Standpunkt aus keineswegs vernünftig zu sagen, ein Tier verdanke seine nackte Existenz unserem Wunsch, es auszubeuten – so als verleihe diese Sicht uns besondere moralische Rechte. Scruton kommt zu dem Schluss: »Daher habe ich den Eindruck, dass es nicht nur statthaft, sondern auch vollkommen rechtmäßig ist, solche Tiere zu essen, deren Wohlergehen davon abhängt, dass wir dies tun.«⁷ Doch ihr Wohlergehen *muss* nicht davon abhängen, dass wir sie essen; vielmehr können wir auch zu der Überzeugung gelangen, dass dieses Wohlergehen einen Wert an sich darstellt, ohne Bezug zu irgendeinem Nutzen, den wir daraus ziehen. *Das* ist die wahre moralische Haltung – und nicht jene, die auf bloßes Eigeninteresse zurückgeht.

Einige Autoren finden ein perverses Vergnügen daran, Fähigkeiten aufzulisten, die Menschen besitzen und Tiere nicht. Marc Hauser, Professor für Neurologie an der Harvard University, versucht in seinem neuen Buch *Wild Minds* die These zu belegen, dass Tiere nicht die gleiche moralische Wahlfreiheit haben wie Menschen. Er beendet seine Argumentation mit einer Passage, die ich – ungeachtet meiner Vorbehalte – tief sinnig fand. Er sagt nämlich Folgendes: Würden Tiere in moralischer Weise handeln, so müssten sie auch die Normen der Handlung-

⁷ Zitiert bei Rosalind Hursthouse, *Humans and Other Animals*, Oxford: The Open University, 1999, S. 267–269 (rev. Ausgabe: *Ethics, Humans and Other Animals: An Introduction with Readings*, London: Routledge, 2000).

gen und Gefühle in ihrer Gemeinschaft verstehen und »die Fähigkeit haben, sich an einer Revolution zu beteiligen, sobald ihre Rechte verletzt wurden«. Er weist darauf hin, dass kein untergeordnetes Tier jemals beabsichtigt habe, das System zu ändern und »die normativen Reaktionen und Gefühle, die das Leben unter den Primaten bestimmen«, gewaltsam zu ändern. Mag sich also ein untergeordnetes Tier auch ungerecht behandelt fühlen, so ist Hauser doch »kein Fall bekannt, in dem es einen Umsturz der gemeinschaftlichen Normen versucht hätte. Kein Tier niederen Ranges hat je eine Koalition mit Verbündeten gebildet, um das System aus den Angeln zu heben.«⁸ Das ist eine originelle Beobachtung, über die nachzudenken sich lohnt. Allerdings müssen wir sie im Zusammenhang sehen: Wie viele Menschen haben schon einmal revolutionäre Ideen entwickelt? Ist wirklich revolutionäres Denken in der Geistesgeschichte nicht eher selten? Wichtiger noch: Warum soll man überhaupt die Fähigkeiten der Menschen mit denen der Tiere vergleichen? Hierbei schleichen sich zwangsläufig Vorurteile ein; eine derartige »Übung« macht wenig Sinn, es sei denn, man wollte dadurch die menschliche Überlegenheit unter Beweis stellen. Immer weniger Wissenschaftler sind gewillt, sich an einem so vergeblichen Unternehmen zu beteiligen.

Wenn wir über Tiere auf dem Bauernhof nachdenken, müssen wir uns stets vor Augen halten, dass der Zweck

⁸ Vgl. Marc D. Hauser, *Wild Minds: What Animals Really Think*, New York: Henry Holt, 2000, S. 253.

ihres Daseins fast ausschließlich durch ihre Ausbeutung oder ihren Tod definiert wird. Sie existieren, um ausgenutzt zu werden oder bald zu sterben. Wir züchten sie, um sie zu schlachten oder sonstwie von ihnen zu profitieren – nicht aber um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihr Schicksal im Sinne eines glücklichen Lebens zu erfüllen. Kein noch so ausschweifendes philosophisches Geschwätz führt uns an jenem unüberwindlichen Hindernis vorbei, jener menschlichen – Hinterhältigkeit. Wir erleichtern die Geburt dieser Tiere, weil – und meistens *nur* weil – wir beabsichtigen, sie früher oder später zu töten, im Allgemeinen früher (Lämmer, Hühner, Kälber). Wenn wir sie auf andere Weise verwerten (Milchkühe, Wollschafe, Milch liefernde Ziegen, Eier legende Hühner), mag sich ihr Leben zwar verlängern, meistens jedoch nicht über den Punkt hinaus, an welchem ihr wirtschaftlicher Nutzen keine Rolle mehr spielt. Obwohl es Bauern gibt, die sich um ihre Tiere fürsorglich kümmern, behaupte ich, dass die Mehrheit von ihnen nicht so denkt wie James Granger, der Vikar von Shiplake in Oxfordshire, der 1772 empfahl, wir sollten Tiere auf dem Bauernhof – »unsere armen Diener ... und besonders dann, wenn sie in fortgeschrittenem Alter und von der Schinderei ausgelaugt sind« – freundlich behandeln.⁹

Gewiss, wir erkennen an, dass bestimmte Tiere besser sehen, hören, riechen können als wir Menschen, dass sie stärker, schneller, beweglicher sind; dadurch erscheinen

⁹ Vgl. Jon Wynne-Tyson (Hg.), *The Extended Circle: An Anthology of Humane Thought*, Fontwell, Sussex: Open Gate Press, 21990 (rev.).

sie uns jedoch nicht insgesamt besser oder überlegen, sondern einfach nur anders und als lohnende Objekte, die wir genau untersuchen und bewerten. Warum schätzen wir sie nicht auch dann höher ein, wenn es um ihre Gefühle geht? Ich bin sicher, dass die Fähigkeit, Angst und Schrecken zu empfinden, bei vielen Beutetieren ebenso weit entwickelt sein mag wie bei Menschen. Das Bedürfnis nach Freundschaft ist bei vielen anderen Spezies vielleicht sogar noch stärker ausgeprägt als bei uns – ebenso wie die Liebe zu den Jungen, zumal wenn es zur Paarbildung kommt.¹⁰ Treue bei Gänsen, Geduld bei Kühen, Verspieltheit bei Lämmern – die Liste ließe sich seitenlang fortsetzen. Stellen Sie sich nur einmal vor, wie heilsam es sein könnte, die emotionale Überlegenheit eines Tieres in Betracht zu ziehen, sobald Mitgefühl und Liebe vorhanden sind – den Gedanken, dass wir etwas von ihm lernen können.

¹⁰ Die englische Philosophin Mary Midgley hielt diese Empfindungen in einem Gespräch mit mir für wahrscheinlich.



Jeffrey Moussaieff Masson

Die verborgene Seele der Kühe

Das geheime Leben von Rindern, Hühnern, Schweinen und anderen Hoftieren

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-453-60461-2

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2018

Ein Buch, das den Blick auf unsere Nutztiere grundlegend verändert

In den Ställen und auf den Weiden findet man die erstaunlichsten Dinge: Kühe, die in Schwermut verfallen, wenn man ihnen die Kälbchen wegnimmt, selbstbewusste Schweine, die Musik lieben, mutige Ziegen und lachende Hühner mit einem unverbesserlichem Sinn für Humor. Der renommierte Tierverhaltensforscher und Bestsellerautor Jeffrey Masson präsentiert bewegende Geschichten rund um das komplexe Seelenleben unserer Hof- und Nutztiere, die so viel feinfühlicher, klüger und empfindsamer sind, als wir gemeinhin glauben. Ein bewegender Einblick in eine verborgene Welt und zugleich ein leidenschaftlicher Appell für mehr Respekt vor den Hoftieren.

 [Der Titel im Katalog](#)